

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 30. Januar 1902.

(Nachdruck verboten.)

Schwer gebüßt.

Nach dem Englischen. Roman von Clara Rheinau.

(Fortsetzung.)

Todtenbleich, die Lippen fest aufeinander gepreßt, saß Gilbert Turner an seinem Pult; sein Blick ruhte unverwandt auf dem vor ihm liegenden Hauptbuch, und seine Hand bedeckte theilweise das blasse Gesicht. Herr Heinrich durchschritt in hoher Erregung das Zimmer und blieb nur gelegentlich vor seinem Bruder stehen. „Es ist vollkommen unbegreiflich, Gilbert, daß Du verschweigen willst, wozu Du jenes Geld gebraucht. Heimlicherweise eine solche ungeheuerliche Summe ausziehen und keine Rechenschaft darüber ablegen! Es ist ungeschöft!“

„Heinrich, ich habe Dir alles gesagt, was ich sagen kann,“ entgegnete Herr Turner mit tonloser Stimme. „Eine alte Schuld wurde von mir eingefordert; ich war gezwungen, sie zu bezahlen.“

Der andere kräuselte die Lippen. „Eine Schuld in dieser Höhe! Warst Du von Sinnen?“

„Ich — ich wußte nicht — daß ich sie gemacht,“ stammelte Herr Turner, nahe daran, seine Selbstbeherrschung zu verlieren. „Wenigstens hielt ich sie für bezahlt. Jugendlichere Leichtsinns strast sich oft erst in späteren Tagen.“

„Nicht im Betrage von fünftausend Pfund,“ versetzte Heinrich heftig. „Es wird das Geschäft zu Grunde richten.“

„Thorheit, Heinrich. Uebrigens ist es mein eigener Verlust, nicht der Deinige.“

„Wie in aller Welt hast Du nur diese enorme Summe weggeben können? Fünftausend Pfund!“

„Ich mußte es thun. Hätte ich mich geweigert zu zahlen, so —“ er hielt verlegen inne.

„Nun?“

„So wäre ich dazu gezwungen worden. Genug davon, alles Reden ändert nichts an der Sache.“

Herr Heinrich durchschritt ein paar mal das Gemach und wandte sich dann plötzlich um: „Vielleicht werden noch andere Forderungen für „Jugendthorheiten“ dieser ersten folgen?“

Diese Worte erschreckten den andern sichtlich, ja, der Ausdruck seiner Züge glich fast dem Geständniß, daß es so sein könne. „Ich würde keine weiteren befriedigen“, rief er, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. „Nein, entschieden nicht — lieber in die Verbannung gehen.“

Herr Heinrich blickte staunend in des Bruders verstörtes Gesicht und sagte fest: „Wir müssen uns trennen. Es giebt keinen andern Ausweg. Ich kann es nicht riskiren, meine Frau und Kinder an den Bettelstab zu bringen.“

„Sei es denn, wenn es so sein muß,“ war Herrn Turners einzige Erwiderung.

„Sage mir die Wahrheit, Gilbert,“ drängte Heinrich in verführlicherem Tone. „Sage mir alles und lasse mich Richter sein. Was sollte es so Schreckliches sein? Du hast gewiß nicht Deinem Nachbar das Haus in Brand gesteckt?“

„Ich hatte keine Ahnung von jener Schuld — mehr kann ich Dir nicht sagen, Heinrich.“

„Dann trennen wir uns,“ entschied dieser kurz.

„Ja, es wird am besten sein. Wenn mir der Ruin bevorsteht, warum sollte ich auch Dich mit hineinziehen?“

„Wenn Dir der Ruin bevorsteht?“ wiederholte Heinrich, seinen Bruder scharf in's Auge fassend. „Gilbert! Willst Du damit andeuten, daß wirklich noch andere geheimnißvolle Ansprüche an Dich erhoben werden könnten?“

„Nein, ich hoffe, daß dem nicht so sein wird. Dennoch ist es besser, wir trennen uns. Nur — laß die Ursache unserer Trennung vor der Welt geheim bleiben.“

„Wie kann ich verrathen, was ich selbst nicht weiß?“ rief Heinrich halb zornig, halb bestürzt.

„Ich meine —, laß auch nicht den Schatten der Wahrheit bekannt werden. Unser Geschäft ist groß genug für zwei Firmen; wir sind übereingekommen, es getrennt weiterzuführen — mit dieser Auskunft mag die Welt sich begnügen.“

„Du nimmst die Sache sehr kühl, Gilbert.“

Ein unbeschreiblicher Ausdruck lagerte sich momentan über des älteren Bruders Züge. „Ich kann nicht anders, Heinrich. Die fünftausend Pfund sind fort, und es ist nur billig, daß ich allein den Verlust trage — diesen und jeden anderen, den er im Gefolge haben könnte.“

„Aber warum willst Du mir die Thatsache vorenthalten?“

„Weil es keinen Nutzen bringen, aber die Sache unendlich verschlimmern könnte. Einen Vortheil wird unsere Trennung für uns haben: sämtliche Ausstände müssen jetzt eingetrieben werden.“

„Andernfalls wüßte ich auch nicht, wie Du Deinerseits ein Geschäft fortführen wolltest,“ bemerkte Heinrich bitter.

„Willst Du mir noch eine Gunst gewähren, Heinrich?“

„Das hängt davon ab, welcher Art sie ist.“

„Daß diese ganze unglückselige Geschichte, welche unser Berwürfniß herbeiführte, auch vor Deiner Frau ein Geheimniß bleiben. Nicht ohne dringenden Grund bitte ich Dich darum.“

„Wird Luisa davon erfahren?“

„Nein; auch bei ihr werde ich schweigen. Willst Du mir das Versprechen geben?“

„Sei es denn, weil Du so großen Werth darauf legst. Ich kann Dich nicht mehr verstehen, Gilbert.“

„Besprechen wir nun das Geschäftliche,“ entgegnete dieser ausweichend. „Sedenfalls werden wir doch auf gültlichem Wege alles ordnen können.“ —

Es traf die Welt wie ein Donnerschlag — das heißt die mit Gebrüder Turner in Beziehungen stehende Welt. Sie trennen sich? Eine so blühende Firma? Man wollte es anfangs kaum für möglich halten, aber schon bald konnte man sich von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugen.

Gilbert Turner behielt die seitherigen Geschäftslokalitäten; sein Bruder fand ziemlich in der Nähe passende Räumlichkeiten. Beide Herren hätten Walter Hill nur ungern aus ihren Diensten scheiden sehen, aber dieser antwortete auf Befragen, daß es nicht an ihm sei, zu wählen. Er füge sich den Bestimmungen seiner bisherigen Chefs. So blieb Walter bei Gilbert Turner. Die Damen Turner waren über die unerwartete Nachricht außerordentlich überrascht, aber beide glaubten, was ihnen als Ursache der Trennung angegeben wurde.

Nur Dr. Willis ließ sich nicht täuschen; aber weder er noch ein anderer konnte dem wahren Grunde auf die Spur kommen. Walter, der bei Herrn Turner verblieb, war der Einzige, der eine richtige Vermuthung haben konnte, denn er allein wußte von dem Zurückziehen jener fünftausend Pfund. Und dennoch — es war weniger jene erste große Summe, welche Herrn Heinrich schließlich zu dem entscheidenden Schritt veranlaßte, als der Gedanke, daß noch weitere Tausende ihr folgen könnten. Er vermochte es nicht, sich von dieser Besorgniß frei zu machen.

8. Kapitel.

Mehrere Jahre waren seit der Trennung der Gebrüder Turner verstrichen, und alles ging geregelt seinen Lauf. Jeder der Brüder hatte ein blühendes Geschäft, obgleich Gilbert Turner mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; eine Thatsache, welche Walter Hill, dem vertrauten Buchhalter, sehr wohl bekannt war.

Walter hatte jetzt fast sein dreißigstes Jahr erreicht. Trotzdem sein Gehalt bedeutend gestiegen war, behielt er die bescheidene Wohnung bei Peter Duale bei und legte jedes Jahr ein hübsches Sümmechen beiseite. Seine Stellung bei Herrn Turner war eine sehr angesehene. Er war gleichsam die rechte Hand seines Prinzipals; ohne ihn wäre das Geschäft nicht zu dem geworden, was es war, und Herr Turner wußte dies sehr gut. Besterer war ein gebrochener Mann ohne alle Willenskraft, ein Mann, der in wenigen Jahren alle Lebenskraft eingebüßt zu haben schien. Er kümmerte sich wenig um die Geschäfte, und so war es ihm bis jetzt auch geheim geblieben, daß unter seinen Arbeitern seit einiger Zeit Unruhen ausgebrochen waren. Die Leute hatten guten Lohn, der ihnen ein ganz behagliches Leben gestattete, aber trotzdem gab es Unzufriedene unter ihnen, welche es immer noch besser haben wollten. Ihr Verlangen ging dahin, anstatt, wie seither, zehn Stunden, nur neun Stunden zu arbeiten, ohne jedoch am Verdienst gekürzt zu werden. Sollte ihnen dieses abgeschlagen werden, so wollten sie die Arbeit niederlegen, bis ihr Herr sich ihren Bedingungen fügte. Sie beriefen Versammlungen ein, in welchen es sehr laut und stürmisch herging; die wenigen Vernünftigen, welche auf die Gefahren und unberechenbaren Folgen einer Arbeitseinstellung aufmerksam machten, wurden überstürmt, und bald hatte eine fast allgemeine Unzufriedenheit Platz gegriffen.

So standen die Dinge, als Walter eines Abends bei seiner Heimkehr eine an ihn gerichtete Depesche vorfand. Er überblickte sie rasch, bat Frau Duale, in der ihm eigenen entschiedenen Weise, seinen Handkoffer mit allem Nöthigen für eine kurze Reise zu versehen und eilte raschen Schrittes in Herrn Turners Privatwohnung. Gar viele Abende verbrachte er dort als gern gesehener Gast, aber heute führte ihn ein besonderes Anliegen zu dem Prinzipale.

In dem weichen Dämmerlicht des Sommerabends, in dem Zimmer, das sich nach dem Gewächshaus öffnete, saß Ellen Turner — nicht mehr das lebhafteste, unruhige, liebenswürdige Kind, sondern

eine reizend erblühte Jungfrau. Ihre Gestalt war schlank und grazios; aus ihrem schönen Antlitz sprach noch die gleiche Unschuld und Herzensreinheit, dieselbe ernste Wahrhaftigkeit, die schon das Kind so liebenswürdig gemacht.

Ellen schien tief in Gedanken versunken; sie hatte das schöne Köpfchen leicht in die Hand gestützt, ihr Auge blickte träumerisch ins Leere. Ein Geräusch im Hause störte sie aus ihrem Sinnen. Sie erhob sich, machte eine Bewegung, als ob sie Sorgen von sich abschütteln wolle und trat zu einer seltenen Pflanze unter der Thüre des Gewächshauses. „Armes Pflänzchen!“ murmelte sie, leicht die zarten Blätter berührend. „Ich fürchte, Mama hat Recht, Du mußt zu Grunde gehen. Dieses London mit seiner schweren, drückenden Luft —“

Das Klopfen eines Besuchers an der Hallenthüre klang durch das Haus. Kannte Ellen dieses Klopfen? Ihre Stimme bebte plötzlich, ihre rosig angehauchten Wangen färbten sich glühend roth. In der nächsten Sekunde meldete ein Diener Herrn Walter Hill.

Vor Jahren auf jener Eisenbahnfahrt, als sie einander zum ersten male gesehen, hatte Ellen eine große Vorliebe für Walter gefaßt. Diese war ihr geblieben, war zur festen, dauernden Neigung geworden — einer kindlichen Neigung. Allein Ellen wuchs zur Jungfrau heran, sie befand sich viel in Walters Gesellschaft, und fast unbewußt war in beider Herzen die Liebe erwacht. War es klug von Herrn Turner, Walter Hill so häufig in sein Haus einzuladen? Konnte er sich der Wahrnehmung verschließen, daß dessen äußere und innere Vorzüge wohl geeignet waren, ein junges Mädchenherz zu fesseln? Oder glaubte er, daß die gesellschaftliche Schranke, die seine Tochter von ihres Vaters bezahltem Buchhalter trennte, jede Gefahr einer Annäherung ausschloß?

Das seltsame Geheimniß, welches Herrn Turner bebrückte, hatte seine Gesundheit so sehr erschüttert, daß er oft tagelang unfähig war, sein Haus zu verlassen. In solchen Fällen war es dann stets Walter, der seinen Prinzipal vertrat und diesem des Abends Bericht über den Gang der Geschäfte erstattete und seine Befehle für den folgenden Tag einholte. Sodann verbrachte er noch mehrere Stunden in Ellens anziehender Gesellschaft, plaudernd, musizierend, ihren Zeichenstift lenkend. Was mußte das Ergebnis dieses vertraulichen Verkehrs zwischen zwei gleich liebenswürdigen, gleich schönen, jugendfrischen Menschenkindern sein? Beiden war das Leben wie ein lieblicher Sommertraum — ein Traum, der sie beschlich, ehe sie wußten, was er bedeuete. Allein die Erkenntniß kam mit der Zeit. Beide waren kaum mehr über ihre Gefühle im unklaren, als Walter an diesem Abend eintrat. Er reichte Ellen zur Begrüßung die Hand; die junge Dame neigte sich über eine Pflanze, um ihre Befangenheit zu verbergen.

„Sie sind allein, Ellen?“

„Papa ist erst vor wenigen Minuten hinausgegangen. Mama fühlt sich heute sehr unwohl und hütet das Zimmer.“

Er gab ihre Hand frei und sah ihr zu, wie sie mit den Blättern der Blume spielte. Noch war kein Wort der Liebe über seine Lippen gekommen, denn wenn er auch an Ellens Neigung für ihn kaum mehr zweifelte, so glaubte er sicher, Herrn Turner kein erwünschter Schwiegersohn zu sein. „Die Pflanze sieht verkümmert aus,“ bemerkte er.

„Ja. Sie gedeiht nur in der kühlen frischen Luft. Wir erhielten sie aus Schottland, und Mama befürchtete gleich, die dumpfe Londoner Luft werde ihr schaden.“

„In Thränen, Ellen! Um einer Pflanze willen?“

„O nein, nein,“ versetzte das junge Mädchen, mit feuchten Augen zu ihm aufblickend; „ich dachte an Mama; sie scheint rasch dahinzusiechen, gleich dieser Pflanze.“

„Sie wird kräftiger werden, wenn die Sommerhitze vorüber ist,“ suchte Walter zu trösten.

Ellen schüttelte leicht den Kopf, als ob sie diese Hoffnung nicht theilen könne. „Mama selbst kann nicht mehr daran glauben,

Walter. In letzter Zeit spricht sie häufig von ihrer bedenklich zunehmenden Schwäche. Auch Onkel Willis scheint eine Verschlimmerung zu finden."

Walter konnte es nicht über sich gewinnen, in dem geliebten Mädchen Hoffnung zu erwecken, die er selbst nicht theilte. Auch er glaubte, daß Frau Turner rasch ihrer Auflösung entgegengehe. Ihr Leiden hatte im Rückenmark seinen Sitz und verursachte ihr zeitweise große Schmerzen. In den letzten Jahren war sie zusehends schmäler und schwächer geworden. Walter suchte von dem traurigen Thema abzulenken. „Ich hoffe, Herr Turner wird bald zurückkehren, Ellen. Ich wollte Urlaub von ihm erbitten.“

„Papa ist nicht ausgegangen; er leistet Mama Gesellschaft. Auch dies ist ein Grund, warum ich sie in Gefahr glaube. Papa sieht diese ebenfalls; er ist so besorgt für ihr Behagen, so ungern getrennt von ihr. Es ist, als wolle er auch die leiseste Aufregung von ihr fern halten; er leidet nicht, daß ein Besuch ohne weiteres in ihr Zimmer tritt, daß sie einen Brief erhält, den er nicht zuvor gesehen.“

„Aber diese Aengstlichkeit besteht schon seit Jahren,“ versetzte Walter aus voller Ueberzeugung.

„Ich weiß es. Aber dennoch, in letzter Zeit — ich muß, ich muß hoffen,“ brach Ellen fast schluchzend ab. „An die Möglichkeit einer Trennung von meiner geliebten Mutter vermag ich gar nicht zu denken. Sie sprachen von Urlaub, Walter; haben Sie eine Reise vor?“

„Ich fand zu Hause ein Telegramm von Ketterford vor. Frau Gardner, meine gute alte Freundin, liegt im Sterben; ich muß eilen, wenn ich ihren Scheidegruß empfangen will.“

„O, und Sie versäumen hier bei mir Ihre Zeit!“ rief Ellen beinahe vorwurfsvoll.

„Nicht doch; der nächste Zug geht erst in einer Stunde ab. Die Nachricht hat mich sehr betrübt. Als ich Frau Gardner vor zwei Jahren zum letzten male sah, fand ich sie wohl und munter.“

„Wie ist das Verwandtschaftsverhältniß zwischen Ihnen?“

„O, sehr entfernter Art. Sie und meine Mutter waren im —“

Der Eintritt Herrn Turners unterbrach ihn. Wie hatte Ellens Vater sich verändert! Seine kräftig Gestalt war matt und abgemagert und stark gebeugt; das schöne dunkle Haar war ergraut, das einst so ruhige, selbstbewußte Antlitz blaß und verfallen. In seinem ganzen Benehmen, besonders dem Blick seiner Augen, lag eine beständige Ruhelosigkeit, die in andern den Gedanken erweckte, daß er in einem Zustande unaufhörlicher Angst sich befinde.

Walter reichte seinem Prinzipal die Depesche. „Es ist eine ungelegene Zeit, Herr, jetzt, da wir so sehr beschäftigt sind; aber ich kann nicht umhin, einen kurzen Urlaub zu erbitten. Ich werde so rasch als möglich zurückkehren.“

Herr Turner verstand nichts von diesen Worten. Sein Blick war auf das Wort „Ketterford“ gefallen, und dieses schien ihn ganz von Sinnen zu bringen. Seine Hände zitterten, und er war offenbar für den Augenblick unfähig, seine Gedanken zu sammeln oder irgend etwas zu begreifen. Walter wiederholte seine Bitte.

„O ja, ja, es ist nur — es ist Frau Gardner, die nach Ihnen verlangt — ich verstehe jetzt.“ Er sprach in unzusammenhängender Weise und mit einem Seufzer der tiefsten Erleichterung. „Ich — ich — sah das Wort „sterbend“, und es erschreckte mich,“ fuhr er fort, wie um seine Aufregung zu erklären. „Gehen Sie, Walter; Sie müssen gehen. Bleiben Sie ein paar Tage — eine Woche, wenn Sie es nöthig finden.“

„Ich danke Ihnen, Herr. So will ich mich gleich verabschieden.“ Er wechselte mit Herrn Turner einen herzlichen Händedruck und näherte sich dann der jungen Dame. „Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter, Ellen,“ sagte er in leisem, unwillkürlich fast zärtlichem Tone, „und sprechen Sie ihr meine Hoffnung aus, sie bei meiner Rückkehr wohler zu finden.“

Wenige Schritte vom Hause entfernt, traf Walter mit Dr. Willis zusammen. „Ist sie viel schlimmer geworden?“ rief ihm dieser hastig entgegen. „Meine Schwester, meine ich; sie ließ mich soeben rufen.“

„Ich habe von keiner besonderen Veränderung gehört, Doktor. Ellen sagte mir nur, ihre Mama fühlte sich unwohl heute Abend. Ich bin im Begriff, auf ein paar Tage nach Ketterford zu reisen.“

„Nach Ketterford?“ wiederholte der Doktor, im Tone größter Ueberraschung. „Und warum gehen Sie dahin? Für — für Herrn Turner?“

„Für mich selbst. Eine gute alte Freundin ist krank — am Sterben, sagt das Telegramm — und wünscht mich zu sehen.“

Dr. Willis blickte ihn forschend an. „Sprechen Sie von Fräulein Gwinn?“

„Diese würde ich nicht Freundin nennen. Frau Gardner, meine Pflegemutter, verlangt nach mir.“

„Glückliche Reise also. Und, junger Freund! Halten Sie sich jene Gwinns vom Halse; sie würden Ihnen nur Unheil bringen.“

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

Die Küche bei den Alten.

Blauderei von Margarethe Rosal.

Im allgemeinen ist man immer geneigt anzunehmen, daß die Speisegewohnheiten bei den alten Kulturvölkern allenthalben die gleichen gewesen sind und doch weichen sie kaum weniger von einander ab, als die unsrigen etwa von denen der Japaner oder Chinesen. Während z. B. die Griechen, besonders die der früheren Zeit außerordentlich geringen Werth aufs Essen legten, spielte es bei den Römern die denkbar wichtigste Rolle. Es war ihnen nicht nur darum zu thun, gut, sondern auch viel, so viel, wie irgend möglich, zu essen, und wenn einzelne Schriftsteller behaupten, daß die Römer der Kaiserzeit in den Schmausereien den eigentlichen Zweck des Lebens sahen, so klingt das zwar sehr hart, aber ganz unrichtig ist es doch nicht. Griffen sie doch sogar zu den widerwärtigsten Mitteln, wie Emmitiven, um sich den Genuß des Speisens zu verlängern! Ganz anders war es bei den Hellenen, die selbst bei Gastmählern die Essenszeit abkürzten und den Schwerpunkt der Festlichkeit auf das Symposion — das Trinkgelage — legten, bei dem sie alles aufboten, um durch gesellige Spiele, theatralische Aufführungen und Unterhaltungen aller Art ihre Gäste zu amüsieren.

Brot, gebratenes Fleisch von Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen, sowie ein Brei aus Gerstenmehl bildeten in alt-hellenischer Zeit so ziemlich die einzigen Bestandtheile einer Mahlzeit. Dazu kam dann allenthalben noch Wurst, von der die Griechen große Freunde waren. Wie viele Schriftsteller berichten und wie auch aus der Odyssee hervorgeht, wurde dieselbe in ganz ähnlicher Weise wie bei uns bereitet; man schnitt Fleisch und Speck in kleine Stücke und füllte es zusammen mit Blut in Därme, die man kochte. Die unteren Klassen benutzten jedoch statt des theureren Fleisches vorwiegend geschrotetes Getreide, das, weich gedünstet, mit dem Blut vermischt wurde. Diese letztern Würste, welche unsern Grütz- und Semmelwürsten vergleichbar sind, röstete man mit Hülfe von Del, um sie schön knusprig zu machen. Sie und da würzte man sie auch oder that Rosinen und Korinthen hinein. Durch den Einfluß der Perser, welche von jeher eine luxuriösere Küche führten, wurden die Speisegewohnheiten dann allmählich üppiger. Namentlich sind die vielen Bekereien, welche der Nachtisch brachte, auf sie zurückzuführen. Zu Perikles Zeiten gab es in den Häusern der Vornehmen tatsächlich eine solche Menge von Kuchen und süßen Näsereien, wie sie in gleicher Fülle und Auswahl gegenwärtig wohl nur in Rußland und im Orient zu finden sind. Bei den Symposien boten

schöne Mädchen und Knaben den Gästen fortwährend frische und gedörrte Früchte — Datteln, Feigen, Weintrauben, Pflaumen, Äpfel und Birnen, sowie Frucht- und Honigkuchen in zierlichen Thonkörbchen, die mit Blumen und Laub bekränzt waren, an.

Höchst seltsam erscheint uns die Bereitung der Obstkuchen. Die Früchte wurden zuerst gedörrt und dann zu einer festen Marmelade verköcht, die man in Schläuchen aufbewahrte, später zerrieb man sie und mischte sie mit Gersten- oder Maismehl, aus welchem Gemenge die Kuchen entstanden. Indessen kamen meist mehrere Sorten dieser Marmelade gleichzeitig bei einem Gebäck zur Verwendung. Es sind uns noch verschiedene derartige Rezepte erhalten geblieben, deren eines ungefähr folgendermaßen lautet: Gersten- und Bohnenmehl wird mit dem gedörrten Mark von Datteln, Feigen, Rosinen und Weinbeeren, sowie Milch und Olivenöl zu einem festen Teig geknetet, den man mit Honig süßt und mit allerhand scharfen Gewürzen und gehackten Mandeln vermischt. Diese Fruchtkuchen backt man noch heutigen Tages in den östlichen Theilen Oesterreichs und in Bosnien, Bulgarien und Rumänien, wo sie den Namen „Huzelbrot“ führen. Es ist ja überhaupt unbestreitbar, daß manche Gewohnheiten aus alihellenischer Zeit sich in den Balkanländern und den angrenzenden Gegenden bis in unsere Gegenwart forterhalten haben. Die ärmeren Leute stellten das erwähnte Gebäck natürlich entsprechend einfacher her, indem sie geringwerthigere Mehlsorten und statt der Fruchtarmelade gedörrten Kürbis, Kürbisse und Korinthen verwendeten. Eine sehr beliebte Fruchtconserven, die bei keinem Symposion fehlen durfte, kombinierte sich aus Oliven in Honig gesotten und mit Mandelstreifen gespickt. Bevor das Trinkgelage begann, suchte man den Durst durch trockenes Salz anzuregen, dem man durch seine Würzen Aroma verlieh. Zuweilen geschah es auch, daß dies seltsame Entree mit Blumenextrakten parfümirt wurde. Indessen kannten die Griechen auch Blumenkonserven in unserem Sinne; Rosenblätter mit Honig eingemacht und Beilchen mit Pistazienkernen in Olivenöl gesotten und schließlich glasirt, galten als feine Nischerei. Ueberhaupt scheinen die Griechen in der Herstellung kalter Speisen eine größere Meisterschaft besessen zu haben, als in der warmer. Das lag zum Theil in ihrer Vorliebe für Picknicks, zu denen jeder ein kaltes Gericht, einen Kuchen oder ein Getränk mitbringen mußte. Bei diesen Schmausereien, die meist am Meeresufer stattfanden, entfaltete man eigentlich mehr Tafelluxus, als bei andern Gelegenheiten. Von Gemüse waren Kohl, Hülsenfrüchte und Lattich vorzugsweise geschätzt, aus dem letzteren bereitete man vielfach Salat, der als Vorspeise, wie auch beim Symposion servirt wurde. Als Kuriosität verdient erzählt zu werden, daß die Griechen sich bereits auf das Mischen von Bowlen verstanden haben sollen. Ein reicher alter Athener, Herippus mit Namen, der ein großer Becher war, wird als Erfinder dieses Labetrunks bezeichnet. Gelegentlich eines Festes, zu dem er seiner Gewohnheit nach mit Rosen bekränzt erschien, passirte es ihm, wie oft, daß er in jenen Zustand gerieth, den seine höflichen Landsleute „des Gottes voll sein“ nannten, da er infolge dessen die Herrschaft über seine Hände verlor, fielen ihm Blätter von den Rosenketten, die seine Arme umwanden, in den Wein, welcher alsbald ein ausgesprochenes Rosenaroma annahm. Dieses sagte Herippus dermaßen zu, daß er fortan stets einige duftende Blüten in seinen gefüllten Becher that, andere machten es ihm nach und verstärkten den Geschmack noch durch Würzen, Honig und Früchte, womit der Brauch, Bowlen zu mischen, in Aufnahme gekommen war. Ob die Anekdote auf Wahrheit beruht, ist freilich eine offene Frage.

Daß trotz der allmählichen Verfeinerung der Mahlzeiten die Kochkunst bei den Griechen immer noch auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe stand, dürfte zweifellos sein. So gab es bei ihnen im Haushalt auch nicht wie bei den Römern fachmäßig ausgebildete Köche oder Kochsklaven. Die Hauswirthschaft lag in den Händen der Hausfrau, welche auch die Küche leitete. Als eine Köchin ersten Ranges wird Perikles' erste Gemalin Telestippe gerühmt. Sie

besaß eine allgemein bewunderte Fertigkeit, Pfauen und andere Hühner mit Wein, Olivenöl, Milch und cilicischem Gewürz zu braten, auch verdankt eine Sauce aus Datteln, Wein und Pfeffer, die man zu kaltem Schweinefleisch aß, ihrem Genie ihre Entstehung. Sie hütete das Rezept zu dieser Sauce als theuerstes Geheimniß und bereitete sie stets eigenhändig. Bevor Perikles sie heiratete, war sie bereits die Gattin des unermäßig reichen Phylampos gewesen, der ihren Verlust besonders um dieser herrlichen Sauce willen tief bedauerte. Die schöne und geistreiche Aspasia überließ das Kochen dagegen ihren Dienerinnen, doch sagt man ihr nach, daß sie betreffs der Speisen und des Arrangements der Tafel sehr anspruchsvoll gewesen sein soll.

Was diese nun anbetraf, so gewährte sie bei den Hellenen einen wesentlich andern Anblick, als bei uns. Tafeltücher hatte man überhaupt nicht, dagegen war der Gebrauch von Mundtüchern allgemein. Die Gäste brachten jedoch die ihrigen zu jedem Festmahl von Hause mit nebst einem Stück Brotteig, an dem sie sich Mund und Hände abwischten. Außerdem formten sie sich auch Böffel daraus, mit denen sie aßen. In manchen Häusern wurden indessen auch bronzene, zuweilen sogar silberne neben die Teller gelegt. Sie besaßen verschiedene Formen; während die einen völlig den unseren glichen, endeten die anderen in eine scharfe Spitze, mit der man Fleischstücke aufspießte und Muscheltiere aus ihren Gehäusen zog. Die meisten festen Speisen saßte man jedoch mit den Fingern an. Daß es in alihellenischer Zeit schon Messer und Gabeln gab, ist unbestreitbar, da bei den Ausgrabungen in Griechenland viele derselben ans Tageslicht gefördert sind, außerdem steht es ja fest, daß das Messer überhaupt das älteste Werkzeug ist, das Menschenhand gefertigt hat. Indessen wurden Messer und Gabeln nur in der Küche zum Zurichten der Speisen benutzt, höchstens legte man welche auf das Fleisch, damit die Gäste sich mit ihrer Hülfe versorgen konnten.

Bei den Römern der späteren Zeit speiste man dagegen aller Wahrscheinlichkeit nach mit Böffeln und Messern. Als ihr Gebrauch sich allgemeiner einzuführen begann, brachte sich jeder sein eigenes Messer in der Serviette mit, später legte man's neben den Teller. Indessen sagte ich ja bereits, daß in Rom ein ungleich größerer Luxus bezüglich der Mahlzeiten herrschte, als in Griechenland. Das gilt jedoch nicht von den ältesten Epochen. Dazumal bewiesen die Römer im Gegentheil eine ganz außerordentliche Genügsamkeit. Ihre hauptsächlichste Speise bildete ein Brei aus Dinkel, „Puls“ genannt, dem das Volk freilich auch später noch treu blieb. Auf die Tafel der Reichen gelangte er nur, ebenso wie die aus Griechenland eingeführte Potenta als Zuspeise zu Fleisch und Gemüse.

Während bei den Hellenen das Kochen immerhin als eine ziemlich niedere Fertigkeit galt, schätzte man es bei den Römern als eine hohe Kunst, nicht geringer als andere Künste. Es gab sogar Kochakademien, aus denen auch die Garböche hervorgingen, von denen man einzelne Speisen, wie ganze Mahlzeiten beziehen konnte. Leute, die sich nicht den Luxus gestatten durften, selbst einen hervorragenden Koch zu besolden, mietheten sich zu Festlichkeiten meist einen jener Kochkünstler. Tout comme chez nous! Niemals aber buken dieselben das Brot, dieses wurde vielmehr vom Bäcker bezogen. Einzelne vornehme Römer ließen sich indessen ihren Bedarf an Brot auch auf ihren Landgütern herstellen.

Was diese letztern anbetrifft, so waren sie vornehmlich dazu da, um ihren Besitzern alle jene Leckerbissen zu liefern, ohne die sie nun einmal nicht existiren konnten. Reiche Leute begnügten sich indessen nicht mit einem einzigen, auf dem die Kochprodukte für ihre Tafel erzeugt wurden, vielmehr hatten sie deren so und so viele — eins, das hauptsächlich für Fischzucht bestimmt war, ein zweites, welches einen einzigen großen Geflügelhof darstellte, ein drittes mit Wildpark — Leporien genannt, weil man dort vorzugsweise Hasen hegte — und ein viertes für Obst- und Gemüsebau. In den letztern zog man unter anderem die bei den Römern in

hohem Ansehen stehenden Honigäpfel — melimela — blauen und grünen Wein, Crustum-ier Birnen, Zwetschgen, Kirschen, Granat-äpfel, Feigen, Erbsen, Saubohnen, Sellerie, Kohl, Porree und vor allem Spargel, der bei der ihm zu theil werdenden Pflege eine ungeheure Größe erreichte. So erzählt Plinius von drei Spargeln, die zusammen ein Pfund wogen. Von Salatpflanzen gab es Lattich, Endivien und Cichorien. Man machte diese Kräuter auf den Villen der Landgüter mit Kerbel, Langbohnen und Lauch ein und schickte die Konserve dann in Fässern verpackt in die herrschaftliche Küche in der Stadt. Gurken und Melonen wurden in transportable Beete gepflanzt, die zu Tiberius Zeiten in Gebrauch kamen. Außerdem betrieb man auch auf den Gütern eine großartige Biencenzucht, denn der Honig spielte zu jener Zeit, in der man noch keinen Zucker hatte, eine ungleich wichtigere Rolle als heute. Vielfach wurden weiterhin Siebenschläfer, die als hohe Delikatesse galten, gemästet. Es geschah dies in besonders konstruirten Fässern aus porösem Thon; als Nahrung erhielten diese Thiere Bucheneckern, Eichen, Walnüsse und Kastanien. Indessen begnügten die Gourmets sich nicht mit den guten Dingen, die auf ihren Gütern erzeugt wurden. Sie ließen sich Früchte und Vederbissen aller Art von weit her kommen: syrische Feigen, Tamaścener Pflaumen, Oliven aus Tarent, Datteln aus Judäa, Krametsvögel aus Brundisium und Seefische aus den für Seefischzucht eingerichteten, direkt ins Meer gebauten Villen der Fischhändler. Von Seefischen schätzte man am höchsten Seeaale und Muränen, die später zur Verfallszeit des Kaiserreichs mit dem Fleische der Sklaven, das sie besonders schmackhaft machen sollte, gefüttert wurden. Den Stör hielt man dagegen nur während der Republik für eine Delikatesse. In den Meerbillen bereiteten auch speziell dafür ausgebildete Sklaven ein eigenthümliches eingesalzenes Gemisch aus dem Blut und dem Eingeweide der Fische, das unserem Kaviar wahrscheinlich sehr ähnlich gewesen ist. Uebrigens kannte man im Alterthum auch bereits Kaviar.

Manche Neuerung auf dem Gebiet der Kochkunst und der Tafelsitten hatten die Römer dem Lucullus zu danken. Dieser Mann, der ein ebenso großer Feldherr wie Gourmet war, betrieb das Arrangement von Gastmählern mit einem Raffinement ohne Gleichen. Er wird in dieser Hinsicht oft mit Brillat-Savarin verglichen. Ungleich seinen zeitgenössischen Landsleuten, die meist die unsinnigsten Menüs zusammenstellten, verstand er es, Speisefolgen zu erfinden, die wir heute noch bewundern würden. So war er der erste, welcher es zum Gesetz erhob, daß sich bei einer Mahlzeit nicht gleichartige Dinge wiederholen oder doch zum mindesten nicht auf einander folgen dürften. Gelegentlich eines großartigen Festessens ließ er sich aus Griechenland eine eigenthümliche Art von Purpurnuscheln kommen, die nach seiner Angabe mit einer scharfen Fleischsauce bereitet wurden, nur aus dem Grunde, weil es als Vorspeise Spanferkel mit Austern gab und er es vermeiden wollte, daß seinen Gästen nochmals Austern servirt würden. Als Ersatz derselben sollten eben die griechischen Muscheln dienen. Bekanntlich war es auch Lucullus, der den Kirschbaum nach Italien brachte. In seinen Villen wurden denn auch zu jeder Jahreszeit Kirschen gezogen. Ebenso führte er den grünen wildwachsenden Spargel, der noch heute in Rom hoch geschätzt wird, in die Küche ein. Er ließ ihn besonders häufig, in einen Teig aus Eiern und Mehl gehüllt, backen. „Ein Mensch, der arbeitet und für seinen Ruhm sorgt, vermag nur in der Beschäftigung mit den Freuden der Tafel Erholung zu finden“, lautete seine Lieblingsredensart.

Charakteristisch für die altrömische Küche ist es, daß man die Speisen gleichsam maskirt auftrug. Je feiner eine Mahlzeit war, desto weniger vermochte man zu errathen, woraus jede Speise bestand. So sagte Trimalchio gelegentlich seines berühmten, oft beschriebenen Gastmahls, prahlend zu seinen Gästen: „Ich habe einen Koch, der geradezu unbezahlbar ist. Er macht mir aus Entenlebern und Aepfeln Krametsvögel aus Austern einen Kalbskopf, aus

Melonen, Datteln und Oliven ein Spanferkel u. s. w.“ Thatsächlich gelangten aber noch viel erstaunlichere Dinge auf die Tafel. Ein Hünd, mit Tauben, Gänsen und Krametsvögeln gefüllt, aus dessen Weichen rother und weißer Wein floß, wurde aufgetragen, ein Hase aus Schweinesfett und Kohl etc.

Den Gipfel der Verschwendung erreichte man zu Zeiten Seltogabals und seiner Nachfolger. Es ist durchaus kein Märchen, daß der erstgenannte Kaiser, ein ehemaliger Sonnenpriester, der aber schon in zarter Jugend zur Herrschaft gelangte, Nachtigallenzungen, Lerchenlebern und Aehnliches speiste.

Wenn man die altrömische Küche mit einer unserer heutigen vergleichen wollte, so dürfte sie wohl der französischen am ähnlichsten sein, namentlich gilt dies bezüglich der Komplizirtheit der Gerichte. Indessen finden sich auch zahlreiche Berührungen mit den Speisegewohnheiten anderer Länder, wie z. B. mit der englischen. Wie bei dieser galten die kalten Saucen, die man zu Fleisch, Fisch und Salaten genoß, als überaus wichtig. Es gab deren vier Hauptsorten und eine Menge Variationen derselben, die sämmtlich in den Läden fertig zu kaufen waren. An die österreichische Küche erinnert wiederum die Vorliebe für Mehlspeisen, sowohl süße, als auch solche, die mit Essig und Gewürzen pikant gemacht wurden.

Was nun die Speisegewohnheiten der übrigen antiken Kulturvölker anbelangt, so würde es zu weit führen, wenn ich mich ausführlich über dieselben verbreiten wollte. Sie lehnen sich im großen und ganzen sehr eng an die der Griechen oder Römer an. Gemeinsam ist allen alten Völkern der Brauch, das Fleisch, sofern es nicht gekocht wurde, am Spieß zu braten. Ebenso liebten sie sämmtlich die Gemüse. Die ältesten, die wir kennen, stammen aus den ägyptischen Gräbern. Man hat dort Hülsenfrüchte, Dill, Sellerie, Bilienswurzeln, Zwiebeln, Lauch und Rettig gefunden. Radieschen scheinen die Alten dagegen noch nicht gehabt zu haben. Auch in den Gräbern der Peruaner, deren Kultur der der Aegypter so sehr ähnlich ist, haben sich die gleichen Vegetabilien gefunden. Seltsam berührt es uns, daß die Perser lange vor der Zeit Alexanders des Großen schon Rhabarber als Kompot genau in der bei uns üblichen Zubereitungsweise — mit dem Unterschied natürlich, daß sie statt Zucker Honig nahmen — ebenso wie Rhabarberluchen und Rhabarberwein bereiteten. Persien ist auch das Herkunftsland des Spinats, der durch die persischen Feldzüge nach Griechenland und von da nach Rom und Alexandria gelangte. Einzelne Forscher nehmen an, daß auch die Butter von dorthier ihren Weg nach Europa genommen hat. „Das weiße Del“, wie die Griechen sie nannten, wurde jedoch bei ihnen nur als Heilmittel gebraucht, während die Aegypter Schaf-, Ziegen- und Eselsbutter zum Kochen verwendeten.

Bemerkt möge zum Schluß noch werden, daß die Alten bereits Kältemischungen herstellten. Namentlich benutzten die Aegypter sie viel zum Kühlen der Getränke und Fruchtpeisen, doch haben sie ihr künstliches Eis auch mit Wein und Fruchtpräparaten verrührt. Die hierdurch erhaltene Mischung muß demnach eine Art Sorbet gewesen sein. Ein Rezept zu einem mit Eis bereiteten Getränk, das kürzlich aufgefunden wurde, erinnert verblüffend an unsern sogenannten römischen Punsch. Es ist in der „demotischen“ — der Volksschrift — abgefaßt, die ungefähr 600 Jahre vor Christi Geburt dadurch entstand, daß die Priester die umständliche und schwierige Hieroglyphenschrift mit der hieratischen Schrift, welche nur zu ihrem eigenen Gebrauch diente, verschmolzen und durch Kürzung der Hieroglyphenbilder und Lautzeichen ganz außerordentlich vereinfachten. Dies Rezept giebt genau Anweisung, wie man Wein, Honig und Eier, nebst einer Menge von Gewürzen über dem Feuer so lange schlagen muß, bis es schaumig geworden ist, um es alsdann über Eis erkalten und erstarren zu lassen. Von einigen Gelehrten wird behauptet, daß die Erfindung der Kältemischungen aus Syrakus stammte, doch entbehrt diese Behauptung wohl genügender Begründung.

(Nachdruck verboten.)

Das arme Seelchen.

Aus den Papieren eines Diplomaten.

Die ganze Hofgesellschaft, ja die ganze Residenz war in Aufregung.

Das „arme Seelchen“ bildete das Tagesgespräch.

Das „arme Seelchen“!

Ich entsinne mich ihrer noch gar wohl, der kleinen, schüchternen Hofdame der Prinzessin Friedrich, die immer so ängstlich und so scheu in die Welt sah, daß man ordentlich Mitleid mit ihr hätte haben können. Weiß der Himmel, wie das kleine, verschüchterte Persönchen mit dem scharfgeschnittenen Gesicht, den eckigen Formen und den ungeschickten Bewegungen zum Hofstaat der Prinzessin gekommen war; man hatte ihr wohl — das war jedenfalls der Hauptgrund — eine angemessene Versorgung geben wollen, denn sie hatte nicht weniger als sieben Geschwister und — sehr arme Eltern. So etwas reimt sich aber übel zusammen; da muß der eine dort, der andere da unter schlüpfen, wo's just Platz giebt und wo man ihn haben will, und da der alte Baron Gernstedt, ihr Vater, mancherlei Verdienste hatte, so war man schließlich seinen Kindern zur Erlangung der einen oder anderen Stellung behülflich gewesen.

Die übrigen Geschwister der kleinen Baronesse Elfriede Gernstedt habe ich nicht gekannt; ich weiß nicht, wie sie den Platz ausfüllten, auf den ihr Geschick und die Gunst des Königs sie gestellt hatten. Das aber weiß ich, daß die Baronesse Elfriede eine sehr schlechte Hofdame war; wie ein scheues Reh sah sie immer aus, fragend, bittend, und wenn sie sich gar in großer Gesellschaft befand, so saß sie schweigend und wortlos auf ihrem Platz, blickte ängstlich und verlegen bald nach diesem, bald nach jener, und ich glaube, sie hat jedesmal ein herzliches Stoßgebet gesprochen, wenn eine solche Gesellschaft ihr Ende gefunden hatte. Die Prinzessin Friedrich, ihre gütige Herrin, versuchte alle möglichen Erziehungskünste an ihr, aber ohne jeden Erfolg: sie blieb, wie sie gewesen, scheu, ängstlich, unbeholfen, schweigsam wie das Grab.

So hatte denn die Modisance der Hofgesellschaft sehr bald den Namen „das arme Seelchen“ für sie erfunden, und wenn ein solcher Name einmal irgendwo da ist, so bleibt er meist auch zeitlebens an dem, den man damit beglückt hat, hängen. Die Baronesse that das, was in solchen Fällen alle klugen Leute thun: sie ignorierte den Namen; und ob er ihr auch täglich duzendende von malen geflüstert und gewispert an die Ohren klang — sie schwieg still dazu und der schwermüthige Blick ihrer großen, seltsamen Augen ließ darüber weder Verwunderung noch Staunen, weder Groll noch Bitterkeit erkennen.

Nun muß ich aber offen gestehen: für den Menschenkenner, für den, dessen Auge die äußere Hülle zu durchdringen versteht, war die Baronesse keineswegs ein „armes Seelchen“. Freilich, die Menschenkenner sind selten und in der Gesellschaft der Höfe weiße Raben. Aber es giebt solche auch dort, und diese wußten, daß von der kleinen Baronesse ein ganz eigener Zauber ausgehe, ein Zauber, der jeden, der ihn empfand, widerstandslos fesselte, sobald es nämlich gelungen war, dem schwer zugänglichen, verschlossenen Mädchen näher zu treten und die Schweigsamkeit, in die sie sich stets hüllte, zu überwinden. Das war denn auch mir einmal gelungen, an einem Abend, an welchem eine größere Hoffestlichkeit stattfand und ich zufällig die Baronesse mutterseelenallein in einem abgelegenen Zimmer antraf, wie sie dort in einem Sessel saß und vor sich hinträumte. Bei meinem Eintritt sprang sie erschrocken auf und wollte davonlaufen. Ich aber hielt sie mit einigen Fragen fest, und — war es, daß sie sich mit mir unbeobachtet unter vier Augen wußte, oder war es, daß ihr Herz übergelb und sie das Bedürfnis hatte, ihr gewohntes Schweigen einmal zu brechen — kurz, ich kam mit ihr in ein Gespräch, in dessen Verlaufe ich zu meinem größten Er-

staunen die Entdeckung machte, daß dieses „arme Seelchen“ einen reichen Geist, ein edles Herz und einen höchst nigen Charakter ihr eigen nannte. Als sie einmal ihre Schüchternheit abgelegt, da war sie wahrlich nicht mehr „das arme Seelchen“; da blitzte es seltsam auf in dem großen, wundervollen Auge, und dieses Auge, das nun Blitze sprühte, verschönte jetzt die herben, eckigen Gesichtszüge, daß alles Unschöne daraus verschwand und man plötzlich ein feines, durchgeistigtes, lebensvolles Gesicht vor sich hatte. Sagen denn in diesem Mädchen zwei Naturen? Die eine etwa das Alltagskleid und die andere das Feiertagsgewand? Es giebt solche geheimnißvolle Doppelnaturen, und sie sind die edelsten von allen; ich meine immer, für sie müsse eigens eine abgelegene Insel im Weltmeer, wo sie mit zwei oder drei gleichgestimmten Seelen zusammenleben könnten, das Paradies sein; im Lärm der großen Welt fühlen sie sich nicht wohl und verkümmern, wie die Waldblume, die man in ein Treibhaus versetzt hat. —

Es war einige Tage nach jener Unterredung mit der Baronesse, als plötzlich ein seltsames Gerücht an mein Ohr drang; von da an war Elfriede auf lange Zeit hinaus der Mittelpunkt jedes Gespräches der Hofgesellschaft, und ein seltsames Menschen- und Lebensschicksal begann sich abzurollen. Der alte Baron Gernstedt nämlich hatte für seine jüngste Tochter einen Freier gefunden, einen exotischen Grafen, „von Golde schwer, von Haupte grau“, der sie einmal bei Hofe gesehen und darauf stehenden Fußes zu Papa Gernstedt gereist war, um ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten. Der Alte war natürlich wie aus den Wolken gefallen; daß seine Elfriede einen Mann bekommen könnte, der Gedanke war ihm offenbar noch nie gekommen, und daß sie einen steinalten und steinreichen Mann bekommen könnte, der Gedanke ging vollends über seine Fassungskraft; doch fand er sich sehr schnell damit ab und versuchte, mit Würde den Schwiegerpapa zu spielen. Aber, aber! Der alte Schwiegerpapa und der noch ältere Schwiegersohn hatten die Rechnung ohne die Baronesse gemacht, die nämlich von dem ganzen Handel überhaupt nichts wußte und erst ganz zuletzt, als zwischen den beiden alles im reinen war, so en passant nach ihrer Zustimmung, die man als selbstverständlich voraussetzte, gefragt wurde. Und bei dieser Befragung ergab sich denn zum Erstaunen des alten Barons, zum Erstaunen des exotischen Grafen, zum Erstaunen des Hofes, zum Erstaunen der Hofgesellschaft, zum Erstaunen der ganzen Residenz das verblüffende Resultat, daß Baronesse Elfriede mit größter Entschiedenheit erklärte, sie wolle den Grafen nicht heiraten.

Sämtliche würdigen Damen des Hofes schüttelten das Haupt zu dieser Erklärung und meinten, das sei Hochmuth, und Hochmuth käme vor dem Fall. Eine solche Partie! Ein Graf mit vielen Millionen! Ja, wie kann denn ein solches nichtiges Persönchen, ein solches Fräulein Habenicht, ein solch linkisches Ding, wie das arme Seelchen, eine solche Partie von der Hand weisen, die tausend andere als das größte Glück ansehen würden! Wenn der Graf auch zweiundsechzig Jahre alt sei und die Gicht in allen Gelenken habe, wenn er auch eine falsche Perrücke trage und ein grauenhaftes Deutsch spräche, — na, so sei er doch eben immer ein Graf mit sechzehn oder siebzehn vollgiltigen Ähnen und unendlichen Schätzen, und diese beiden Dinge müßten doch manches andere aufwiegen! So ein armes und unschönes Mädchen wie das arme Seelchen müsse heutzutage froh sein, wenn es überhaupt einen Mann bekomme — auf wen wolle denn das hochmüthige Ding noch warten? Etwa auf einen Prinzen?

So etwa wurde in Dur und Moll über das arme Seelchen hergezogen, aber das Dur klang vor und Baronesse Elfriede mochte schwere Stunden damals durchleben.

Da aber geschah das Unerhörte: das arme Seelchen wartete in der That auf einen Prinzen! Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fiel plötzlich in die Hofkreise die Nachricht, daß der Prinz Ernst, der zweite Sohn der Herzogin von K., in unserer Residenz

angekommen sei und bei dem Baron von Gernstedt frank und frei um Elsfriede geworben habe!

Nun waren sämtliche Zungen vollständig außer Rand und Band. Daher also die entschiedene Weigerung der Baronesse, den Grafen zu nehmen, daher der energische Widerstand ihrerseits, den kein Mensch bei dem unscheinbaren Mädchen erwartet hatte, daher ihr kühles Ausschlagen einer Grafenkrone und der dazu gehörigen Millionen! Noch heute entsinne ich mich mit wahren Humor des unbeschreiblichen Tumultes, der sich damals bei uns erhob. Der Prinz Ernst war eine schöne, ritterliche Erscheinung, ein tiefstiller, ernster und entschlossener Charakter, dabei ein reichbegabter und hochgebildeter Geist, der in ständigem Verkehr mit den Vorpythäen der Wissenschaft und der Kunst zu leben gewohnt war. Bei irgend einer Gelegenheit — ich weiß nicht mehr, wo — hatte er die Baronesse kennen gelernt, die beiden äußerlich so verschiedenen, aber innerlich so ähnlichen Menschen hatten einander lieb gewonnen. Das tiefste Geheimniß hatte um diesen Herzensbund geschwebt, trotzdem zahllose Briefe gewechselt waren, bis der Prinz jetzt, wo dem geliebten Mädchen Gefahr drohte, mannhaft und offen mit seiner Neigung für sie hervortrat und ehrlich um ihre Hand warb.

Es konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß diese Werbung für alle Theile zu einem glücklichen Ende führen werde. Der Herzog, der Vater des Prinzen Ernst, war eine hochgesinnte, vornehme Natur, der persönlich keinerlei Einwendungen gegen die ebenbürtige Ehe seines Sohnes erhob, da dieser ja der zweite Sohn war und somit alle die schwierigen und meistens unlösbaren Fragen, welche sich in solchen Fällen für einen Thronerben erheben, für ihn nicht vorhanden waren; der Prinz durfte also frei nach seinem Herzen wählen und das ganze Herzogthum freute sich über die ritterliche Art und Weise, in der er das that. Und der Baron Gernstedt? Nun, für ihn lag gewiß kein Grund vor, Schwierigkeiten zu machen: ein alter Graf ohne Aussichten und ein junger Prinz, der das Leben hell und sonnig voll großer Verheißungen vor sich hatte — die Wahl konnte um so weniger schwer werden, als auch das herzogliche Haus sehr reich war und der Prinz sonach ein großes Privatvermögen zu erwarten hatte.

Der alte Graf Rigomonte endlich war Hofmann genug, um schweigend vor dem so ganz unerwartet erschienenen fürstlichen Bewerber zurückzutreten.

„Ich sein untröstlich,“ sagte er, „aber meine estime vor einen prince sein größer als meine amour!“

So sollte denn die Verlobung der beiden Glücklichen verkündet werden, der die Hochzeit bald folgen sollte, als plötzlich ein unerwartetes Ereigniß eintrat. Der älteste Sohn des Herzogs von A., der Erbprinz, starb eines jähen Todes nach nur zweitägigem Krankelager, ohne Erben zu hinterlassen, und die Thronfolge ging auf den Prinzen Ernst über.

Damit war für die beabsichtigte Ehe des letzteren eine ganz neue rechtliche und thatsächliche Sachlage geschaffen. Was der jüngere Prinz ohne Bedenken hätte thun dürfen, mußte aus staatsrechtlichen, wie aus privatsürstenrechtlichen Gründen dem Thronfolger verboten erscheinen. Und sofort erhob denn auch, da der Herzog keine weiteren männlichen Erben hatte, zu deren Gunsten Prinz Ernst etwa hätte resigniren können, eine entfernte Seitenlinie des herzoglichen Hauses den Anspruch auf die Thronfolge im Herzogthum, sofern der Prinz und resp. der spätere Herzog Ernst ohne successionsfähige Erben sterben sollte; etwaige Kinder aber aus einer Ehe mit Baronesse Gernstedt seien, so behauptete jene Seitenlinie, jedenfalls nicht thronfolgefähig.

So war denn der Himmel, der dem jungen Liebespaar noch eben so freundlich gestrahlt, plötzlich von den düstersten Wolken umzogen. Der Herzog zwar lehnte es ab, in bezug auf die geplante Ehe seines Sohnes ein Machtwort zu sprechen; sein Sohn sei mündig, sagte er, und in solche Dinge sollte sich kein Dritter mischen. Prinz Ernst selbst war entschlossen, die Baronesse dennoch

zu ehelichen und für seine etwaigen Kinder aus dieser Ehe auf die Thronfolge zu verzichten.

Ganz anderer Meinung aber waren das herzogliche Ministerium und der Landtag des Herzogthums. Innerhalb des letzteren kam es zu den erregtesten Debatten, da man von einer Thronfolge der Seitenlinie, die sehr unbeliebt war, nichts wissen wollte, und die Minister waren einstimmig der Ansicht, daß die Ehe des jetzigen Erbprinzen Ernst mit der Baronesse Elsfriede Gernstedt aus Gründen der Staatsraison unterbleiben müsse. Ministerium und Landtag wurden bei dem Herzog vorstellig; um des Wohles des Landes willen, der Ruhe und des Friedens im Innern wegen durfte diese Ehe nicht zustande kommen, der Herzog habe als Vater und als Fürst die Pflicht, sie zu verhindern.

Der Herzog konnte sich den Gründen, die ihm vorgebracht wurden, nicht verschließen; sein Verstand sagte ihm, daß er eingreifen müsse, aber seinem Herzen that es wehe, ein Glück zerstören zu sollen, zu dem er soeben erst selbst seinen Segen gegeben hatte. Bögernd nur gab er nach. Er beschied den Erbprinzen zu sich, und es kam — so erzählte man — zwischen Vater und Sohn, zwischen Fürst und Unterthan, zu den lebhaftesten Auseinandersetzungen. Prinz Ernst blieb fest; er habe der Baronesse sein Jawort gegeben, das werde er halten — wer übrigens bürgte denn dafür, daß, wenn er wirklich der Baronesse das Wort brechen, und eine ebenbürtige Ehe eingehen wollte, aus dieser letzteren Erben hervorgingen? Und wenn das nicht der Fall wäre, — was dann? Dann fiel die Thronfolge dennoch an die Seitenlinie, und er, der Prinz, habe sein und eines geliebten Wesens Lebensglück zwecklos und nutzlos geopfert.

So standen die Dinge, als mir unerwartet ein überaus unangenehmer Auftrag zu theil wurde. Wie es geschehen ist, weiß ich noch heute nicht; kurz, der herzogliche Hof und die herzogliche Regierung von A. hatten sich wohl an meinen, ihnen befreundeten Hof und meine Regierung gewendet und von dieser erhielt ich den Auftrag, die Baronesse Gernstedt zu einem Verzicht auf die Verlobung und die Ehe mit dem Prinzen Ernst zu bewegen. Man hatte wahrscheinlich in Erfahrung gebracht, daß ich seit jener ersten Unterredung mit der Baronesse bei ihr viel galt, und man setzte insolgedessen wohl einen gewissen Einfluß meinerseits bei ihr voraus — kurz und gut, ich erhielt durch Vermittelung meiner Regierung den oben erwähnten heiklen Auftrag, dem ich mich zwar zu entziehen versuchte, jedoch ohne Erfolg. Es sei keine geeignete Persönlichkeit zu solcher Verhandlung vorhanden, hieß es auf meine Vorstellungen.

Daß ich es gleich offen gestehe: mit meinem Verstand stand ich auf seiten des Herzogs und des Herzogthums, mit meinem Herzen auf seiten der beiden Liebenden. Wann aber hätte jemals jemand Herz und Verstand in Einklang zu bringen vermocht? Ich erwünschte die Mission aufs lebhafteste, ohne daß ich mich damit von ihrer Last zu befreien vermochte, und so blieb mir nichts andres übrig, als diese Last zu tragen.

Ich begab mich zur Baronesse. Ruhig und still, ein wehmüthiges Lächeln um die Lippen, trat sie mir entgegen.

„Ich weiß, weshalb Sie kommen, Herr Graf!“ sagte sie.

„Ich danke Ihnen, gnädigste Baronesse,“ entgegnete ich, „daß Sie mir damit das Peinliche einer Einleitung ersparen. So darf ich sofort in die Mitte der Sachen gehen: es handelt sich um das Wohl und Wehe eines ganzen Landes, um die Ruhe und den Frieden einer treuen, fleißigen, an ihrem altangestammten Fürstehause mit Verehrung hängenden Bevölkerung; es handelt sich um die Vermeidung unabsehbarer, bitterer Konflikte für die Zukunft —“

Sie neigte das Haupt; feucht schimmerte das wunderfame Auge.

„Ich weiß auch das, Herr Graf! Aber was soll ich thun?“

„Es giebt — leider muß ich das harte Wort aussprechen — nur einen Weg, gnädigste Baronesse — —“

„Entfagen!“ fiel sie ein. „Auch das weiß ich. Alles Glück muß ja zu Scherben werden! O, Ihre Staatsraison! Wieviel, wie unendlich viel Glück hat sie schon zertrümmert!“

Sie machte einige Schritte im Zimmer auf und ab.

„Was soll ich thun!“ rief sie dann. „Ernst, der Prinz, läßt mich nicht! Wenn ich verreise, glauben Sie, er wird mich nicht finden? Und flöhe ich vor ihm an das Ende der Welt, er würde das Ende der Welt zu finden wissen! O, die Liebe sieht scharf, Herr Graf, sie findet noch Spuren, wo anderer Augen nur Sand und Staub sehen! Mein Gott, mein Gott, was soll ich thun?“

Leise stöhnend sank sie in einen Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ich aber wagte dieses Schweigen, in dem, wie ich fühlte, ein junges Menschenherz sich von seinem Glücke löste, nicht zu unterbrechen.

„Sie haben recht, die kalten, klugen Leute,“ sprach sie leise, „es darf nicht sein! Das Glück, die Ruhe und der Frieden eines ganzen Landes und das Glück, die Ruhe und der Frieden zweier Herzen — die Wahl kann nicht schwer sein!“

Wiederum eine lange Pause. Dann erhob sie sich schnell. Ich sah, daß sich ein fester Entschluß auf ihren Zügen spiegelte.

„Sie sollen von mir hören, Herr Graf!“ sagte sie ruhig.

„Und was darf ich berichten, gnädigste Baronesse?“

Einen Augenblick sahen mich die seltsamen Augen an. Ein bitterer Zug spielte um die Lippen.

„Berichten Sie,“ entgegnete sie dann mit leiserer Stimme,

„daß das arme Seelchen der Staatsraison ihre Seele geopfert hat!“

Sie neigte das Haupt und entfernte sich. —

Am Tage darauf war der Baron Gernstedt mit seiner Tochter Elfriede abgereist; niemand wußte wohin. Man zerbrach sich vergeblich den Kopf, bis nach etwa zwei Wochen aus England in die Kreise der Hofgesellschaft eine Karte geflattert kam:

„Pietro Graf Rigomonte
Elfriede Gräfin Rigomonte
geb. Baronesse Gernstedt
Vermälte.“

Ich aber schrieb an jenem Abend in mein Tagebuch: „Es dürfte nur wenige Diplomaten geben, die einen unentwirrbaren Knoten so geschickt und so heldenmüthig zu lösen verstanden hätten, wie das arme „arme Seelchen“.“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Abstrichräthsel.

Robbe, Abart, Strumpf, Urban, Asten, Brand,
Koralle, Gasse, Seile, Raum.

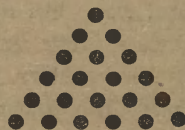
Von jedem Wort ist ein Buchstabe zu streichen, doch so, daß die stehenden bleibenden Buchstaben wiederum ein Hauptwort bilden. Die gestrichenen Buchstaben ergeben im Zusammenhang den geschichtlichen Beinamen eines deutschen Kaisers.

Akrostichon.

- | | |
|-----------------------------|-----------------------|
| a. | b. |
| 1. Provinz von Preußen | — Blumen |
| 2. Mechanisches Kunstwerk | — Körpertheil. |
| 3. Werkzeug | — Bindemittel |
| 4. Freude des Schauspielers | — Körpertheil. |
| 5. Insel im Mittelmeer | — spanischer Feldherr |
| 6. Thier | — Kleid |
| 7. Altes Gewicht | — Land in Asien |
| 8. Weibliches Wesen. | — Bezeichnung. |

Es sind 8 Wortpaare zu suchen von der oben angegebenen Bedeutung. Jedes Wortpaar besteht aus zwei Wörtern, die sich nur durch den Anfangsbuchstaben unterscheiden, wie Mauer — Dauer, Koft — Post. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b ergeben im Zusammenhang den Namen einer Blume.

Pyramide.



Vokal.
Nahrungsmittel.
jüdischer Hoherpriester.
fremde Münze.
Musikinstrument.
Befestigungsmittel.

Von der Spitze ausgehend ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Entwickelungsräthsel.

B e a t e (im Garten)
— — — — (am Himmel)
F r i t z

Die beiden vorstehenden Namen sollen durch zwei Zwischenstufen verbunden werden, derart daß immer nur zwei Buchstaben umgewandelt werden, um das nächste Wort zu bilden.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler sitzt im Bsch und nimmt sich vor, durch ein gewagtes Spiel den Göttern was zu opfern. Er hält deshalb zunächst Tournee, als er folgende Karte aufgenommen hat:

a7; b10, D, 8, 7; c10, D, 8, 7; dA.



Und als M alle Stufen hinaufreizt und schließlich a-Handspiel bietet, hält V auch dieses. Zu seiner eigenen Ueberraschung gewinnt er das Spiel mit 61. Im Skat lag kein Trumpf. M hat die 4 Jungen mit dem Trumpf-Aß und insgesamt 41 Augen in der Karte. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Lachende Erben.

Auflösung des Telegraphenräthfels.

Jedem Narren gefällt seine Kappe.

(Jäger, Orden, Minna, Arie, Rhein, Grioz, Fächer, Ball, Tasse,
Litne, Karpfen, Pfeumig).

Auflösung des Logogriffs.

Kralle — Koralle.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Vierzüger von Fr. Dubbe +: W. Ke7, Lg1, d7, Sf7, Bd4, d6, e2,
h2, h4; — Schw. Ke4, Bb4, b7, c4, h6, h7.)

1. Sf7—e5, Kf4; 2. Sc4.; beliebig.
3. Sd2 (+) u. f. w. — 1. . . ., b5; 2. Ke6.
3. Lc5 (+). — 1. . . ., c3; 2. Lb5; 3. Ld3 (+). —
1. . . ., Kd5; 2. Lf5. — 1. . . ., beliebig anders, Sc4: u. f. w.

Richtige Lösungen gingen ein von: Otto Grosse, Hans Löpffer, Johannes Schellong, Schaffstädter, Herbert Mausberger, Balduin Mohlt, Erna u. Fritz Ott, Erna Unger, Stanislaus Musielewicz, Daehn, Hesse, Buron, Martha Giesla, Alfred u. Willi Eichler, Arthur B., Oskar Holubars, Gertrud Neumann, Ludwig Lehner, Fr. Schlauer, Margarethe Daehn, Willi Bachmann, Oskar Schük, Arthur Lüdtke, H. Jastak, Arndt, Hans Schulz, Herbert Müller, Bromberg, Carl Haase, Schlenzenau, Willi Bozorski, Karl Israelowicz, Kurt Schreiber, Hans Röple, Fritz Kroner, Elfe u. Hans Klett, Bromberg. Karl Fanzelau, Brinzenthal.